

## Allerlei aus alten Briefen des 16. und 17. Jahrhunderts

Was uns heute die Zeitschriften sind, das bedeuteten für die Gelehrten des 16. u. 17., zum Teil auch noch des 18. Jahrhunderts, die Briefe und Briefsammlungen. Auf diesem Wege wurden damals mit erstaunlicher Schnelligkeit, trotz der Verkehrsschwierigkeiten, Nachrichten über Forschungen, Entdeckungen, Neuerscheinungen verbreitet.

Man reiste auch verhältnismäßig viel zu wissenschaftlichen Zwecken, besuchte berühmte Gelehrte des Auslandes und schrieb ausführliche Meldungen in die Heimat.

Die Briefe der großen Gelehrten und Philosophen, der Staatsmänner und Männer der Kirche aus jenen Tagen sind vielfach auch noch für uns Zeugnisse und Fundgruben, deren wir zum Vollverständnis namhafter Lebensleistungen der Zeit nicht entbehren können. Viele ausgezeichnete Ausgaben solcher Briefe liegen noch unausgebeutet da. Neben diesen Werken und neben andern allbekannten und bereits eifrig durchforschten Briefquellen gibt es aber so manches Verschollene und Vergrabene oder doch weniger Gesichtete, das uns über Zeit und Menschen hübsche Einzelheiten erzählt. Wir verlassen heute also die wohlgebahnten wissenschaftlichen Straßen und schlagen schmale Feldwege ein. Auch hier hat eine Nachlese, mag sie selbst ganz zufällig gelernt und willkürlich eingeschauert sein, ihren kleinen Wert und bietet jedenfalls manches Reizvolle, Unterhaltende und Lehrreiche.

Zu diesem Spaziergang, regellos, auf Kreuz- und Quertwegen, schicken wir uns jetzt an. Wem es gefällt, mag mitgehen. Und da es kein planvoller Gang sein soll, werden Bilderreihen in buntem Wechsel an uns vorüberziehen; nur das, was die Aufschrift besagt, wird aufgespielt: ein Allerlei aus alten Briefen, aus weniger oder gar nicht bekannten, allerdings.

Um aber ein Stückchen Ordnung wenigstens einzuhalten, werden wir der Reihe nach Reiseepisteln, dann wissenschaftliche Korrespondenzen, zuletzt geschichtliche Briefnachrichten antitrinitarischer Umstürzler des 16. und 17. Jahrhunderts vorführen.

### 1.

Zunächst also einiges aus Reisebriefen.

Man hat im allgemeinen den Eindruck, daß Handschriftliches aus dieser Briefgattung nicht mehr viel Außerordentliches offenbaren wird. Überraschungen sind natürlich auch hier möglich, da sie selbst in der wissenschaftlichen Korrespondenz auftreten, wie der neu entdeckte Briefwechsel zwischen Hunghens und Descartes beweist.

Das auf den folgenden Seiten Gebotene ist anspruchsloser: Kleinigkeiten aus zwei handschriftlichen und aus gedruckten aber etwas verblichenen, stark im Schatten stehenden Reisebriefen des 17. Jahrhunderts, und im Anschluß daran Auszüge aus überseeischen Missionsnachrichten in „Zeitungen“.

Solche „Zeitungen“ sind Berichte, die meist aus längeren Privatbriefen ausgezogen, oft übersetzt sind; die Nachrichten wurden auf wenigen Seiten zusammengedrängt, gedruckt und als kleine Broschüren verbreitet.

Wir greifen zuerst handschriftliche Lappalien auf, die nicht ohne Humor sind.

Die Reisebriefe „Klumpfens“ auszugraben, war mein langgehegter Wunsch, weil ich Nachrichten über Spinoza darin vermutete. Ich stieß vor Jahren auf eine Handschrift in der Hamburger Stadtbibliothek — und es gab eine große Enttäuschung. Denn das Manuskript: „Herrn Johann Lehnemans und H. Klumpfens Pro-Rectoris Gymnasii Francofurtensis Itinerarium durch Frankreich undt Hollandt 1699“, ist ein herzlich unscheinbares Geschreibsel. Über den Biographen Spinozas Colerus im Haag kehrt er nur ein Gemengsel von Klatsch zusammen, über den Philosophen selbst so viel wie nichts.

Aber auf S. 61 ff. lesen wir doch eine ganz artige Erinnerung an einen berühmten Bollandisten, die wir mitnehmen wollen. Es heißt da: „Zu Antwerpen besuchten wir den berühmten P. Papebroch, solcher sehr klein von Person und dick, auch schon ziemlich bey Jahren, daß Er fast nichts mehr sehen konnte. Er war überdiemassen freundlich und lustigen humeurs, lachete gar gern, daß Er den Bauch vor Lachen hillte. ... Er führte uns alsobald auf die Bibliothec, welche ziemlich groß und zahlreich, hat aber wenig Manuscripta. Wir fragten ihn, ob Er sich noch getraute die Acta Sanctorum zu Ende zu bringen, worauf er antwortete, das würde Er nicht erleben. Er sey fast blind, könne nicht mehr lesen noch schreiben, sondern müßte alles in calamus dictiren ... (63). Von Mabillonis Tractatu de Cultu ignotorum Sanctorum wüßte er wohl, und sagte, Er habe es Ihm zugesandt. Doch wollte Ers nicht überall mit Ihm halten. Denn Mabillonius will ex falsitate lapidum certitudinem verorum Martyrum et Sanctorum colligiren, hingegen will Papebroch, daß die lapides zwar falsi sein könnten, denn die Christen hätten sie öfters ex via publica genommen und dahin geleet, doch könnten veri Martyres darunter liegen. Was die [64] anbelangt, quae sanguine repleta sunt, solche will Papebrochius auch nicht allemahl vor ein Kennzeichen eines Martyrers annehmen. Denn, sagte er, es könnten urnae seyn lacrimis repletae, wiewohl es allemahl nicht verae lacrymae, sondern pecunia emptae wären gewesen.“

Einiges kulturhistorisch Lehrreiche enthalten französische Reisebriefe in derselben Hamburger Bibliothek, aus den Jahren 1678—1684: *Voyages d'Allemagne, des Pais Bas, d'Angleterre, de France et d'Italie* par George Dieteric Schultz (unpaginiert); das Französische ist furchtbar, aber es tauchen nette Einzelheiten auf. Wir wollen einige Kleinbilder aus dem damaligen holländischen Gasthofleben ausschreiben. Zur Einleitung haben wir aber ein Wort über das Geld nötig, um aus der Übersetzung ein richtiges Bild zu gewinnen.

Der „Sol“, der in der französischen Beschreibung erwähnt wird, ist gleich dem „stuiver“, von denen 20 auf einen Silbergulden, 50 auf einen Goldgulden gingen und 48 Pfund auf einen Reichstaler; diesen nennen die Reisenden *écu* oder *Risdalle*; 63 Stüber machten einen „Silberducaton“ aus. Der gewöhnliche Dukat galt 24 Stüber.

Die Herrn wohnten in Amsterdam in der bekanntlich teuren Warmoes-Straat „zum Schiff“ (*à l'enseigne de la navire*); man nahm dort für eine Mahlzeit 15 Stüber und einen Taler (!). In Leyden bezogen die Reisenden, die Herren Winkel und Schulz, eine Wohnung in der Houtstraat bei Counraat de Saart, und zahlten einschließlich Bedienung und Wäsche (*avec la service et le*

blanchissige [sic]) 44 Taler jährlich. Sie aßen „zum grünen Löwen“, chez la veuve Outhuysansche (!); für 2 Taler wöchentlich wurde man da gut bedient. Die Reise zu Schiff von Leyden nach dem Haag, die drei Stunden dauerte, kostete 7 Stüber. In 's Gravenhage wohnten die Herrschaften im Gasthof „Salomons Herrlichkeit“ und waren mit dem Essen und dem Preis, 18 Stüber, zufrieden. In Utrecht bezogen Schulz und Winkel ein möbliertes Zimmer bei Wilhelm von Specht „zum Fürstendegen“; sie zahlten 1 Taler die Woche einschließlich Bedienung und aßen entweder in „Stadt Amerfort“ oder im „Kreuz von Jerusalem“.

Im Jahre 1684 kamen sie nochmals nach Amsterdam und wohnten im Hause „Kurfürst von Saren“. Das Essen kostete 12 Stüber, das Zimmer 6. Auch in Leyden hatten die Preise etwas nachgelassen. Die Herren blieben den Winter in einer Pension und zahlten 2 Taler wöchentlich für das Essen und einen halben Dukaten (un  $\frac{1}{2}$  ducaton), also  $\frac{1}{2}$  Taler und 7 Stüber, für das Zimmer.

Es ist interessant, diese Preise zu vergleichen mit einem Bericht aus Padua des Jahres 1553. Er steht in einem Brief des Daniel Nsyander an Bonifaz Amerbach. Amerbachs Sohn Basilius war in Pension bei Matteo Gribaldo, dem bekannten Juristen und Antitrinitarier, demselben, der einige Zeit auch in Tübingen eine Professur bekleidet hatte. Nsyander ist aber schlecht auf Gribaldos Haushalt zu sprechen. Frau und Kinder habe er aus dem Haus gewiesen. Menschen niedriger Herkunft besorgen das Haus und das Essen. Die Wohnung sei unbequem: im Winter feucht, glühend heiß im Sommer. Gelegenheit, Italienisch zu lernen, werde nicht geboten; man spreche ein scheußliches lombardisches Kauderwelsch. Und dabei müssen die Deutschen monatlich 5 Solidi zahlen, also etwa 6 Stüber, die Italiener 4. (Original auf der Universitätsbibliothek Basel; nach Trechsel, Die protestant. Antitrinitarier II [1844] 55.) Wenn wir uns erinnern, daß um 1550 ein Paar Schuhe 6 Solidi, ein Pfund Rindfleisch  $\frac{3}{4}$  Solidi kostete, so werden wir Gribaldos Pensionäre nur bemitleiden können: Was die wohl alles essen mußten! Dieser berühmte Jurist Gribaldo war ein Geizhals, der nicht einmal seine Schulden bezahlte, wie wir aus einem Brief des Züricher Wolphar Silnicki vom 28. Mai 1558 (Collect. Simler.) erfahren.

Einige Briefe aus der Sammlung *Epistolae familiares*, herausg. von J. Herm. ab Elstwick (1719), zwischen 1642 und 1681 geschrieben, erzählen über den um die Mitte des 17. Jahrhunderts in einigen protestantischen Kreisen Hamburgs erwachten Eifer zur Bekehrung der Juden. Der Hamburger Eberhard Anckelmann hielt sich zwei Jahre in Portugal und Spanien auf, um beide Sprachen zu erlernen, die er zum „religiösen“ Verkehr mit den Juden nötig hatte. Das berichtet der Hamburger Daniel Severin Schultetus in einem Brief an Balth. Bebel vom 28. Juli 1672. Anckelmann war in Portugal entsetzt, als er erfuhr, daß zu Coimbra seit 20 Jahren kein Professor des Griechischen angestellt sei. Er selbst erzählt in einem Brief vom 22. August 1673 an Bebel von dieser Reise. Portugiesisch habe er genügend gelernt und könne sich nunmehr der Judenbekehrung widmen. In Hamburg gehe es vorwärts. Fünf Jüdinnen hätten bereits abgeschworen: eine aus Brasilien, zwei Engländerinnen, eine aus Posen, eine aus Opern. Lizentiat Edzard habe sie unterrichtet.

In Lissabon hätten einige Doktoren bei ihm hebräischen Unterricht genommen. Man habe ihm keine Schwierigkeit gemacht. Er bedauert aber, daß viele deutsche Kaufleute in Spanien und Portugal, trotz der ihnen gewährten Gewissensfreiheit, ihren evangelischen Glauben aufgeben.

In Schultets Brief wird noch erzählt, daß augenblicklich der bekannte Schwärmer Labadie in Begleitung der gelehrten Anna Maria a Schurmann und mit einem wunderlichen Gefolge in Altona Vorträge halte und dort als Magier gelte, „weil er über jeden beliebigen Gegenstand, wie das Gerücht geht, aus dem Stegreif eine Rede steigen lasse“.

In einem Bericht des Hektor Gottfr. Masius an Bebel vom 25. Februar 1681 über eine holländische Reise im Jahre 1680 steht die interessante Mitteilung, daß der Antitrinitarier und damals geschätzte Schriftsteller Christophorus Sandius, der Verfasser der *Bibliotheca Antitrinitariorum*, des arianischen *Nucleus Historiae Ecclesiasticae* (in zwei Exemplaren in Spinozas Bücherei), und der paradoxen Bücher über den Heiligen Geist (= der Summe aller Engel) und den Ursprung der Seele, von Spinozas Grundsätzen erfüllt und nicht eben weit vom Atheismus sei (244 ff.). Sand, ein Königsberger, Verfasser von 33 Werken, war in Amsterdam, kurz nach diesem Massianischen Besuch, am 30. November 1680 um 7 $\frac{1}{2}$  früh gestorben. Masius wußte das, als er seinen Brief schrieb, noch nicht.

Ein Schreiben aus einer andern Sammlung (Anecd. Boineburg. S. 1314 ff.) zeigt uns, wie verhältnismäßig rasch Büchernachrichten durch Reisebriefe verbreitet wurden. Man weiß aus dem Leben Spinozas, daß Fabritius im Auftrag Karl Ludwigs am 16. Februar 1673 einen Brief an Spinoza schrieb, um ihm eine Professur in Heidelberg anzubieten. Spinoza lehnte bekanntlich ab. Einen interessanten Aufsatz über diese Berufung veröffentlichte unlängst Justizrat M. Mayer im *Chronicon Spinozanum* III 20 ff. Hier eine kleine Ergänzung dazu.

Im Jahre 1670 unternahm ein Sohn des Johannes Ludwig Fabritius, Johannes, eine Reise in die Niederlande und berichtete darüber am 10. August von Hamburg aus an Boineburg.

„Im Haag“, schreibt er, „bekam ich zum ersten Mal zu Gesicht den Traktat theologico-politicus über die Freiheit des Philosophierens, die allen offen stehe, und hörte vom Buchhändler, diese Abhandlung habe denselben Mann zum Verfasser, der auch das Buch *Philosophia scripturae interpres* geschrieben habe. Andere behaupten, der Verfasser sei ein Jude. Jeremias Felbinger [Fabritius schreibt falsch Felwinger], der der Sekte Socins im wesentlichen anhängt, gab als gewiß aus, Spinoza sei der Autor. Das ist derselbe, der Descartes' Meditationen auf evidente geometrische Elemente zurückgeführt habe. Man sagt, er sei von Abkunft ein Jude, Spanier von Nationalität, und er bekenne sich jetzt zum Christentum. Zwickler allerdings war anderer Meinung. Eines ist indes sicher, daß das Buch nicht in Hamburg gedruckt wurde, wie auf dem Titelblatt steht, sondern in Amsterdam.“ Ein Buchhändler hat ihm noch erzählt, man denke wohl an eine Widerlegung der Schrift, aber es sei nicht der Mühe wert. Zwickler wollte ihm seine Vermutung über den wahren Verfasser der Abhandlung nicht gestehen.

Fabritius hat die Buchläden in Amsterdam durchstöbert und weiß gut Bescheid über alle Neuerscheinungen und selbst über die in Aussicht stehenden Werke. Interessant ist die Mitteilung, daß zu Amsterdam ein Werk Enjedins über einige schwierige Schriftstellen eben herausgekommen sei. Es seien aber fast alle Abzüge von einem englischen Buchhändler nach England gebracht und dort jeder für drei Taler verkauft worden.

Wir wissen heute allerdings, daß die erste, bereits posthume, in Deutschland kaum auffindbare Auflage dieses Buches in Siebenbürgen erschienen war, wo der Antitrinitarier Georg Enjedinus das Amt eines Superintendentes bekleidete. Nun berichtet Joh. Fabritius in der *Historia suae Bibl.* V 51, er habe sich das in Groningen herausgekommene Werk dorthier noch feucht von der Druckpresse schicken lassen. Der Titel trägt aber weder Ort noch Jahr, der Druck ist fehlerhaft.

Aus dem Brief des jungen Fabritius sehen wir, daß Spinoza damals in Holland noch wenig bekannt war. Fabritius besucht nicht bloß die orthodoxen Größen, sondern auch die Außenseiter: Selbinger, Zwicker, Galenus, Christoph Sand; er weiß sogar gut Bescheid über Franz Kunper und seine socinischen Manuskripte. An einen Besuch Spinozas denkt er gar nicht.

Lehrreiches enthält auch ein holländisch-englischer Reisebrief des Kieler Daniel Georg Morhof an Erich Mauritius, Oktober 1671 (*Anecd. Boineburg.* 1341).

„Vossii Bibliothek hat mir Franciscus Junius im Haag gezeigt. Ich habe darinnen bey die 40 Folianten von Manuscriptis Chymicis gefunden, die ex bibliotheca Imperatoria Rudolphi gekommen.“ Diese Handschriften waren von der Königin Christine aufgekauft, in Fässern nach Schweden gekommen, dort von Voss ausgepackt und um einen Spottpreis erworben worden. (Aus einer Mitteilung Boineburgs *Anecd.* 1002.)

„Bey B. Schwammerdam habe ich eine überaus köstliche Raritäten-Camera gesehen. . . . Er hat alle Classes [von Insekten] in seinen Schachteln auf Nadeln stehen und dieselben mit Balsam angestrichen, damit sie unverweslich seyn. Die generalem descriptionem derselben hat er in holländischer Sprache herausgegeben. . . . Er könnte aber noch wohl 100 Bücher davon schreiben. . . . Er hat sie aus allen Orten, ja gar India und America zusammen geholt. . . .

„Von großen Bienen wird er einen eigenen Tractat schreiben, und beweisen, daß die man für Könige hält, nicht Mänlein, sondern Weiblein seyn. In Amsterdam habe ich bey einem gesehen, daß er einen Hailbrunner Römer mit Schreyen zerbrechen können: welches also zugleng. Er nam die Octav über den ordinari Thon des Glases, und continuirte denselben absque ulla variatione ein Vater unser lang, admovendo os vitro; so klingte es ad stridorem usque, und brach endlich in Stücken: so ich in England in consessu Societatis Regiae erzehlen mußte, die es mit Verwunderung angehöret, und mich haben versuchen lassen.“

In London hatte Morhof „groß Contentement von dem Herren Boyle“, dessen Haus stets mit Besuchern „von allen Ecken und Enden“ angefüllt war.

Im lateinischen Teil des Berichtes berichtet Morhof über spiritische Sitzungen der beiden Engländer Relaeus und Joh. Dee in Prag im Anschluß

an Dees von Meric Casaubonus 1659 herausgegebenen Tagebuchs: „A true and faithfull Relation of what passed for many years between Dr. John Dee a Mathematician of great fame . . . and some spirits“ usw. Über diesen großen Schwindel Kellens, auf den Dee und Meric Casaubonus hereingefallen sind, schreibt Leibniz in einem Brief (Anecd. Boineburg. 1365) und in den Miscellanea Leibnitiana (221).

Und nun zum Abschluß dieser Reisebriefe zwei „Zeitungen“ von Übersee aus dem Jahre 1654. Sie liegen vor mir in der Form zweier Broschürchen und geben ein hübsches Kleinbild großer Arbeiten und gewaltiger Anstrengungen des Missionslebens.

„Zeitung aus dem Chinesischen Königreich, so P. Martinus Martini der Sozietät Jesu Priester unlängst auß selbigen Landen, in Holland anlangend, mit sich gebracht hat: Bezogen auß jenigen Briefen so jüngst auß Niederland nachher Ingolstadt überschickt worden. Erstlich gedruckt zu Augspurg durch Andream Uberger. Jetzt aber nachgedruckt Anno 1654:

„Es ist zu Glückstat sambt der Holländischen Schiffarmada auß China ankommen der E. P. Martinus Martini auß der Sozietät Jesu, in dem Chinesischen Königreich Procurator, sonst gebürtig von Orient; lang von Statur; wol proportioniret an der Dicke: Hat ein Bart fast bihs auff den Gürtel; ein ansehnlicher geistreicher Man. — — —

„Der große Cham, König der Tartarn, nach überwundener und durchbrochener Mauer (so durch Verrätherey geschehen) hatte allbereit fast gantz Chinam unter seine Gewalt gebracht: Besaß allbereit in die 13 Königreiche. . . In der Haupt-Stadt allein (Vizium genannt) so mit Sturm erobert, seyn biß in die fünfmal hundert tausend Burger nieder gemacht worden.“ Einem gefangenen Pater S. J. begegnet er mit Ehren (l. c.).

„Sonst mihsbraucht dieser große Cham seinen Sieg nicht; überschätzt niemanden; begehrt anders kein ranzion oder Brand-Schagung; ist zufrieden mit denjenigen Auflagen und Tributen, so die Inwohner vor diesem ihrem Herren und König erlegt haben.“

Er berichtet auch über das Ansehen der P. P. Adam Schall und Longobardus am Hof: „der Cham begehret auch, daß von ihnen alle seine Reich im Catholischen Glauben unterrichtet wurden.“

„Wunderlich ist, was oft ernante P. Martinus von einer Brucken in China bezeugt, daß selbe eine ganze Deutsche Meil lang, geführt über einen Arm des Meers, auß lauter Quaderstücken, ein Werk, darob sich billich alle Kunst verwundern und entsetzen könne.“

P. Martini sei daran, eine „Chinesische History“ zu schreiben.

Der Bericht hat nur 4 Seiten.

Ausführlicher ist eine andere „Zeitung“ aus Südamerika.

Wir führen auch daraus einige hübsche Einzelheiten im Wortlaut an.

„Zeitung So P. Nicolaus del Techo der Societät Jesu Auß der reduction S. Mariae Majoris beim Fluß Urvaica der Provinz Paraquaria In Europam geschriben hat A. 1651. Gedruckt A. 1654.

„Das Laaguische Volk ist unter allen Indianischen Völkern das kleinste und unnützigste. Sie wohnen zwischen dem Fluß Peruana und Urvaica und fürnemlich nicht weit vom Fluß Iguaia in den Wäldern. Dahero sie dann gemeinig-

lich Laaigue, das ist Waldbewohner, von den Nachbarn genennt werden. Haben ihre eigene Sprach, welche nicht leicht zu lernen ist. . . . Meisten wohnens in Hölen, wie das Wild: Bekümmern sich auch so wenig umb einen Vorrath der Speisen, als das Wild. Bauen keinen Acker an; können auch kein andere Bauer-Kunst. Mit Pfeilen fischen sie; mit Pfeilen jagen sie. Doch schier das ganze Jahr leben sie von rohen Würmern, Mäusen, Dmeyssen und andern Thierlein. Gewißlich ein leichte Kuchel. Mit dem Thier Antha, so wir ein grosse Bestien heißen, ringen sie, biß Sie es umbbringen: Da fressen Sie es. . . . Und auß den Sträuchen überfallen Sie bey nächtlicher weil die Reisenden, so etwan dort schlafen, und erschlagen Sie nicht so auß Rach oder frembder Gütter Begierd, als auß einer Wildheit des Gemüths. . . . Bey beiden, Mann und Weibern, ist wenig Vernunft zu finden, welche Sie durch unartliche Speisen und tägliche Wildheit und Freyheit des Lebens, weilen Sie von Jugend auff zu keiner Gebühr gezogen, nichts wider ihren willen thun, also verdunkeln und verkehren, daß Sie von der Wilden Thieren Art und Sitten kaum einen Finger breit abweichen.“

Nach vielen Mühen gelang es einige etwas zutraulicher zu machen. Sie kamen zu den Jesuitenpatres und „höreten die Wilden gar begierig zu, wie man mit ihnen von Gott und Göttlichen Sachen redte, Und Gaben mit des Angesichts Fröligkeit und der Begierd zu hören genugsam zu verstehen, Gott hätte ihr Herz zum Gutten berührt“.

P. Petrus Alvarus machte sich dann auf den Weg in die Wildnis mit einigen Indianern. „Große Ungelegenheiten und Gefahr hat er auff dieser Reiß außgestanden. Durch die Flüß in Kleidern biß an Halß muste er oft durchwaden; durch Pfügen im Regen durchsetzen; dort schlaffen, wo viel Lieger-Spur und Stück von zerrissenen Menschen zu finden.“ Die Indianeransiedlung war entseßlich, alles voll von Tigern und Anthen. Ein gewisser Becagobius, ein abgefallener Christ, hätte sie dahin gelockt. Die Rückreise mit etlichen Indianern, die sich ihm angeschlossen, war gleich furchtbar. „Er gienge schier barfuß und unbekleidt wegen vieler Bäch und Flüß, so durch zu waden oder durch zu schwimmen waren. Dannenhero ihm oft vor Kälte sehr ubel war, und die Knie begunten schier alleweil zu sincken. Ja weilen, ihn das ewige durchschlipffen durch die Sträuch ganz matt gemacht, fiel er oft gar darnieder, wo es schlipfferig oder hart zu gehen war. . . .“ Sie kamen glücklich in Acauaia an; „und weilen ers auß der Erfahrnüß hatte, daß die Laaiguen, wenn Sie auß ihren Hölen heraus gezogen werden, wie die Fisch außser ihrem Element bald vergehen, hat er nicht lang feyern, sondern bald versuchen wollen, wie Sie doch die Christliche Lehr annehmen würden. Befand derhalben ihre Gedachtnüß gar schwach und stumpf den Verstand. Doch weilen er sich der Göttlichen Güte erinnerte welche beyde Menschen und Viehe gern helfen wil; drum fragt er ohne Verzug alle und jede, ob Sie die Göttliche Geheimnüssen glaubten? Und wie Sie sagten, sie glaubtens, tauffte er Sie mit ihrem Willen darauff. Und sihe, nicht längst darnach sterben sie alle.“ Mit dem nächsten Zugug, 60 Laaiguen, die man aus Räuberhand befreite, hatte man mehr Glück. „Diß Voldk befinde ich, daß es in seiner Sprach kein Wort hat, mit welchem Gott oder die Seel des Menschen könnte genandt werden.“ (Aber Alvarus sprach mit ihnen nur mittels Dolmetscher.) „Haben kein Opffer, keine Götter. Darum

glauben Sie auch unbeschwert, was uns unser Glaub von Gott lehret. Bißhero seynd nur dreye erwachsene und 4 Buben gestorben; doch nicht ohne die Tauff. Die übrigen befinden sich bey gutter Gesundheit.“

## 2.

In unsrem Aufsatz über Stensen erinnerten wir an die Korrespondenz seines Lehrers Thomas Bartholin, aus der allein man, vor der Ausgabe der Werke Stenos von Maar (Kopenhagen 1910), den Gang mancher wissenschaftlichen Entdeckung Stensens ersehen konnte. Andere wichtige Briefe Stenos gingen gewiß bei dem Brande der Bartholinischen Bücherei in Kopenhagen zu Grunde. Bartholin schrieb selbst über dieses Unglück in einem Büchlein „De Bibliothecae incendio dissertatio ad Filios“ (1670). Unschätzbare medizinische Vorarbeiten Bartholins, 26 Manuskripte, viele Gelehrtenbriefe verbrannten damals.

Einige der gedruckten wissenschaftlichen Briefsammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts werden heute sehr stiefmütterlich behandelt, sie sind zu Unrecht vergessen. Das gilt z. B. von den medizinischen Briefen, die damals in großer Menge geschrieben und gesammelt wurden und in hohem Ansehen standen; so die 12 Bücher des Horaz Augenius (1579), die später in 3 Bänden zu Frankfurt herauskamen (1597—1600), so die 18 Bücher des Johann Manareus (Basel 1535), die medizinische Briefsammlung Scholzens (Frankfurt 1598), Conrad Gesners *Epistolarum medicinalium libri*, 3 Bde. (Zürich 1577); gleichfalls 3 Bücher ärztliche Briefe von Gregor Horst (Nürnberg 1636). Von dem im ganzen gelehrten Europa einzig berühmten Arzt-Philosophen Fortunatus Licetus weiß man, daß er in zahlreichen gedruckten Briefen auf die unzähligen Fragen antwortete, die ihm überallher zukamen. Zwischen den Jahren 1640 und 1650 kennt man von ihm 7 Bände Antworten von den „primo-quaesitis“ bis zu den „septimo-quaesitis“. Im Verhältnis zu der ungemein zahlreichen medizinischen Literatur waren der Arztbriefe, so viele es ihrer auch gab, immerhin wenige. In Privatbibliotheken um 1750 konnte man leicht bis an die 3500 medizinische Bände finden.

So ziemlich ganz vergessen ist auch die einzigartige Briefsammlung des ausgezeichneten Botanikers Paul Boccone<sup>1</sup>. Er reiste von Sizilien nach Paris, London und Amsterdam, stand im lebhaften Verkehr mit vielen wissenschaftlichen Größen der Zeit. Er läßt seine Bücher in Oxford und Amsterdam drucken, wechselt Briefe mit Berühmtheiten wie Bourdelot und Stensen, dem Anatomen Bellini in Pisa, mit Johann Swammerdam in Amsterdam und vielen andern. Seine Briefe gehen von Hand zu Hand und werden von gelehrten Gesellschaften geprüft.

Dr. med. Petrus Guisony schreibt ihm, „dem einzigartigen Botaniker“, aus Avignon im September 1670 über ein System der Botanik, das er, wenn er nur Zeit hätte, abfassen möchte nach den echten Grundsätzen der Physik und nach „geometrischer Methode“, die man auf die Pflanzen ebensogut anwenden

<sup>1</sup> Über dieses Buch *Recherches et observations naturelles de Monsieur Boccone* (Amsterdam 1674) sprachen wir bereits in einem Artikel über Spinoza und Stensen. Hier interessante Ergänzungen.

könne wie auf den tierischen Körper (18 u. 21). Damals war die „geometrische Methode“ Mode.

Über einen Ausbruch des Atna berichtet Boccone an Bourdelot mit sehr wichtigen und interessanten Ortsangaben (44 ff.). Abbé Bourdolet antwortet ausführlich (53 ff.). Er entwirft geistreiche Vermutungen über die feuer-speienden Berge. Er läßt die unterirdischen Hohlräume, die mit Blutmassen gefüllt sind, tief ins Mittelmeer hineinragen; diese Höhlen stehen in Verbindung mit dem Atna und dem Vesuv. Beide Berge seien gleichsam die Kamine für jene unterseeischen, feuergefüllten Räume. Bourdelot führt aus, wie sich diese Gewölbe, sobald sie sich zum Teil von den Lavamassen entladen, durch die Schwere des Wassers über ihnen senken und bersten müssen, so daß das Meerwasser mit Gewalt und donnernd durch die Spalten eindringt (56 ff.). Er läßt sich durch Briefe aus Italien über alle Einzelheiten eines Vulkan-ausbruchs berichten. In demselben Briefe erklärt Bourdelot die Entstehung der Kohle aus dem Holze und gibt sehr gut beobachtete Einzelheiten über die Ursachen der Höhlungen in der Kohle.

Zwei Briefe Swammerdams an Boccone (154 ff. u. 173 ff.) berichten ausführlich über die Praxis seiner mikroskopischen Untersuchungen. Er legte die kleinen Kristallkörperchen, die er mit dem Mikroskop studiert, in klarem Wasser auf sehr dünne, ganz ebene und gut geschliffene Glasstücke, die gar keine Unreinlichkeiten aufwiesen. Seine Hypothesen über die Entstehung der Korallen im zweiten Brief sind ungemein interessant.

In diesen Briefen findet man ferner Kataloge seltener Pflanzen mit den Fundorten. Boccone selbst stellte wertvolle Beobachtungen über Versteinerungen an und über Gegenden, die ehemals vom Meerwasser bedeckt waren (296—328).

In kurzer Zeit wurden so Entdeckungen und Beobachtungen berühmter Forscher in ganz Europa bekannt.

Und noch auf eine andere halbvergessene Brieffammlung möchten wir aufmerksam machen. Es ist die Korrespondenz des Socinianers Martin Ruarus († 1657). Sein Sohn David gab in Amsterdam 1677 die erste Zenturie der Briefe heraus, 1681 die zweite. Beide sind fast unauffindbar. Aber die von Zeltner besorgte Gesamtausgabe (1729) ist immerhin aufzutreiben.

Ruarus stand in freundlichen Beziehungen zu Gerhard Voß, Conerus, P. Merfenne, P. Petau, de Groot und vielen andern.

Ein besonderes Interesse verdient ein Brief Ruarus' an P. Merfenne vom Dezember 1692 über Katholizismus und Toleranz, im Anschluß an de Groot (I 211 ff.). Merkwürdig ist Merfennes Antwort vom März 1643 (I 218): „Gott möge“, schreibt er, „sich barmherzig erweisen gegen jene Männer, die nicht an alles glauben können, was zwar wahr, aber nicht genug einleuchtend ist, oder was nicht allen zusagt, so daß sie solchen Wahrheiten Glauben schenken könnten“, und in den zwei folgenden Briefen (221) fügt er hinzu: „Vielen dünkt es merkwürdig, daß Gott uns oder unsrem Verstand nicht ganz deutliche und klare Begriffe, wie es die geometrischen sind, eingeprägt habe, durch die wir erkennen und nach denen wir unser Leben einrichten könnten; denn da wir Menschen alle gleich sind, und da Gott von Ewigkeit die künftigen Religionsstreitigkeiten vorausah, wie war es da möglich, daß er kein inneres Heil-

mittel aufbrachte und verlieh, mit dessen Hilfe man diesen Hader hätte beilegen können?“ Mersenne selbst teilte dieses wunderliche Staunen nicht.

Über einen der bedeutendsten Philosophen der Zeit, aus dem socinianischen Lager, Florian Crusius, hört man, von einigen Keplerbriefen abgesehen (Ausg. von 1718, Epist. Keplerianae 629 ff.), fast nur aus Ruarus' Briefsammlung. Die Geschichten der Philosophie erwähnen den Mann kaum jemals. Crusius' Untersuchungen über die Philosophie der mathematischen Grundlagen sind für die damalige Zeit einzigartig (Cent. II 538—571 589 ff.). Er handelt hier über den Begriff des Raumes (539 ff.), über die unendliche Teilbarkeit des Punktes (542 ff.), über die Bewegung (549 ff.), über den Zeitbegriff und die Zeitwahrnehmung (553 ff.). Crusius widerlegt außerordentlich scharfsinnig die gewöhnliche Ansicht der Socinianer, daß auch in Gottes Dauer etwas vom Zeitbegriff einfließe (555 ff.).

In einem Schreiben an Ruarus (222) verteidigt Mersenne Gassendi, der sich für die Unbeweglichkeit der Erde ausgesprochen hatte, und fügt hinzu: „Möge sich die Erde bewegen; so sicher ist das aber nicht, daß das Gegenteil nicht auch wahr sein könnte: und da Gott tausend Möglichkeiten zur Verfügung standen, um dieselben Phänomene unserer Wahrnehmung zu bieten, wissen wir nicht, welche er ausgewählt hat, und werden es ohne Offenbarung niemals wissen.“ Das hier ausgesprochene Prinzip der Relativität ist sehr bemerkenswert.

### 3.

Die Briefe des Martin Ruarus bringen uns mitten in das socinianische Lager. Hier wollen wir uns denn „geschichtliche Briefe“ holen. Es mag als Einleitung dienen zu einem längeren Kapitel über die Antitrinitarier, das ich demnächst zu veröffentlichen gedenke. Aber die Sache hat doch auch ihr eigenes Gewicht; denn gerade die Vorgeschichte und Geschichte der Antitrinitarier liefert ein Musterbeispiel für die Bedeutung der Briefliteratur.

Wir brauchen nur an die schier unerschöpfliche, über 130 Bände umfassende Collectio Simleriana in Zürich, an die Briefe Laelio Sozini in im Züricher Staatsarchiv, an die vielen losen Blätter und Briefe im Genfer Stadtarchiv und in der Baseler Universitätsbibliothek, an die Züricher Collectio Hottingeriana zu erinnern; so viel daraus auch von Trechsel, von den Herausgebern der Werke Calvins und von Wrottsche ediert ist, ausgeschöpft sind diese Sammlungen nicht.

Die ersten antitrinitarischen Zuckungen seit 1525 lernt man am deutlichsten aus Luthers, Calvins und zumal Melanchthons Korrespondenz und aus Schwendfelds Sendschreiben kennen; manche Einzelheiten ausschließlich aus diesen Quellen. Unentbehrlich sind für diese und die darauf folgenden Zeiträume die Briefe Wizels, Decolampadius', Bucers, Bullingers, Joh. A. Lascos, Hieronymus Zanchis und natürlich Hosius' und Petrus Canisius'.

Einen Mann wie David Joris (Georgi) können wir, trotz zahlreicher, heute überaus seltenen Schriften von ihm und über ihn, nicht ganz verstehen, weil die drei Bände seiner Briefe, die sich ehemals in der Bücherei des Daniel Galthenius befanden — es kann sich nur um die 1556 gedruckten Christlyke Sendbrievien handeln —, allem Anschein nach verschollen sind.

Der Arabist und Hebraist Ludwig Heger, einer der ersten Antitrinitarier aus der Richtung der Anabaptisten, denen er aber nie voll anhing, derselbe, der 1529 wegen Ehebruchs in Konstanz hingerichtet wurde, muß in seinem Charakter und Lehrgehalt auch aus seinen Briefen an Zwingli (Zwinglis Werke VII) beurteilt werden.

Wie wenig wußten wir über Matteo Gribaldo und Laelio Sozini, wenn wir ihre freilich seltenen und wenigen Briefe nicht hätten.

Es ist ferner nicht zu leugnen, daß auch die Lehren Michael Servets in seinen Briefen an Calvin zum Teil klarer, aufrichtiger und rücksichtsloser ausgesprochen werden als in seinen systematischen Schriften.

Ein kleiner Satz aus einem Brief erhellt oft plötzlich dunkle Fragen und historische Rätsel. So schreibt am 25. August 1558 aus Wien König Maximilian an den Tübinger Professor P. Scalichius, der ihm Laelio Sozini warm empfohlen hatte, einen Brief, in dem er seiner Freude Ausdruck verleiht über die bevorstehende Ankunft Laelios „als eines Hüters der wahren Religion (!), des gründlichen Gelehrten, eines Mannes von ausgezeichnetem Urteil, der viele Sprachen beherrsche“ (Original in der Bibl. Wallenrodts in Königsberg).

Die verschwommene Gestalt eines der radikalsten Freigeister seiner Zeit und Vorläufers des Antitrinitariers Martin Seidel, eines Schlesiens oder Polen, der 1556 in Dhlau starb, ist fast nur aus Briefen zu erkennen. Denn sein Buch *Fundamenta religionis christianae* ist wohl nie gedruckt und die Handschrift nur von ganz wenigen Menschen gesehen worden. Seidel hat, wie Vogel, ein Socinianer, in Zeltners Altdorfer *Crypto-Socinianismus* (268) schreibt, „weder ein Christ, noch Jud, noch Türke sein wollen, sondern bloß theologiam naturalem gehabt und dafür gehalten, es wäre genug, wenn er nach den zehn Geboten lebte, nicht darum, daß sie von Gott wären gegeben worden, als welche dießfalls nur die Juden angingen, deren Pollicey längst vergangen, sondern dieweil sie mit dem Licht der Natur übereinkommen“. Ruarus, der Antitrinitarier, nennt ihn in einem Brief einen offenbaren Feind Jesu Christi und ein Scheusal von einem Menschen (Epist. Cent. II 10, VIII). Von diesem Seidel hat man nun Briefe an Faustus Sozini über Messe, messianisches Reich und die Religion, und Sozinis Antwort (De adoratione Christi 209 ff. und Bibl. Fratrum Polon. II 806 ff.). Sonst weiß man über den Mann nur einiges aus Mitteilungen Jak. Martinis im 3. Band seines Werkes *De tribus Elohim*, cap. LXIII ff.). Martini kannte einige Schriften Seidels.

Wenn man den Anfängen der antitrinitarischen Bewegung nachgeht, stößt man immer wieder auf die Behauptung ihrer Vorkämpfer, daß sie eigentlich nur die Lehre der Reformatoren konsequent durchgeführt hätten. In zwei Punkten zumal. Einmal im unverbrüchlichen Anschluß an die heiligen Schriften als den einzigen Glaubensquellen, denen man sich so anpassen müsse, daß man nur ihre Begriffe und Ausdrucksweisen benützen dürfe; sodann im folgerichtigen Ausbau der Grundanschauung, daß die römische Kirche durch und durch auch in ihrer Lehre verderbt sei. Da geht es denn nicht an, sagen sie, an der Peripherie haften zu bleiben, man müsse ihre Grundlehren, also in erster Linie die Dogmen der Dreieinigkeit und Menschwerdung ausheben und entwurzeln. Die Reformatoren hatten in ihren Apologien einen schweren Stand bei der

Bekämpfung dieser Einwände, denen eine klare Folgerichtigkeit den Vordersätzen der Reformatoren gegenüber, zugesprochen werden muß.

Hier bietet uns wieder die Briefliteratur hübsche Beiträge.

Melanchthon schreibt im Februar 1533 an Camerarius (lateinisch mit griechischen Sätzen durchsetzt): Du weißt es, wie ich immer in Furcht war, daß einmal der Streit um die Dreieinigkeit hervorbreche. Guter Gott! Welche Tragödien wird diese Frage in Zukunft noch zeitigen, wenn der Logos eine Hypostase, wenn auch der Geist eine Hypostase ist. Ich stütze mich auf jene Worte der Schrift, die Christus anbeten heißen, d. h. ihm göttliche Ehren zu erteilen befehlen. Die Begriffe der Hypostasen aber und ihre Unterschiede scharf zu untersuchen, bringt keinen großen Nutzen (Τὰς δὲ ἰδέας τῶν ὑποστάσεων καὶ διαφορὰς ἀκριβῶς ἰητεῖν οὐ πᾶν συμφέρει). Er schwächt das später aus Furcht vor Servet in einem Brief an Brentius vom Juli 1533 etwas ab. Es ist bekannt, welches Kapital Servet und die Servetianer aus jener Behauptung Melanchthons und ähnlichen andern Luthers und Calvins schlugen. Der zweite oben angeführte Punkt wird grell beleuchtet durch einen Brief des Fürsten Nikolaus Radziwill vom 6. Juli 1564 an Calvin, der damals nicht mehr unter den Lebenden weilte. Der Brief befindet sich im 110. Band der Züricher Collectio Simleriana<sup>1</sup>. Der Fürst kennt die ganze protestantische Bewegung seines Landes sehr genau. Die Antitrinitarier, die im Anschluß an Gribaldo und Valentin Gentilis eine Dreiheit in Gott annahmen, ohne die Einheit zu wahren, lehnt er ab, neigt aber ganz offenbar zu einer neuen Fassung, die Vismanini, der abgefallene Beichtvater der Königin Bona von Polen, auf eigene Faust, aber in Abhängigkeit von Ochini und Servet, zu recht gemacht hatte und die bereits das spätere socinianische Bekenntnis vorbereitet (15 ff.).

Radziwill betont, daß die antitrinitarische Bewegung in Polen eine wesentlich „evangelische“ sei; sie stütze sich auf einige Erlasse der Züricher und Heidelberger Kirchen, die zugeben, daß wenig auf die „trinitarischen“ Ausdrücke ankomme (Wesenheit, Person, Dreieinigkeit), wenn man nur in der Sache selbst übereinstimme (2). Sie berufen sich auch auf Calvins Worte in einem Mahnschreiben; er gesteht hier, daß ihm die Anrufung: „Heilige Dreifaltigkeit, ein einiger Gott, erbarme dich unser“, mißfalle; sie dünke ihm barbarisch.

Die Neuerer schließen, wie Radziwill ausdrücklich berichtet (12), „daß die ganze päpstliche Lehre, auch in diesem Fundamentalsatz des Glaubens, verdorben sei; der Antichrist habe nichts unberührt gelassen; alles habe er mit greulichen und erschrecklichen Scheußlichkeiten besudelt, besleckt, entweiht“. Radziwill beklagt auch, daß Ochinis Dialoge, die ihm gewidmet seien und in denen Ochini die alte Trinitätsauffassung ablehnen soll, noch nicht in seine Hand gelangt sind (14).

Die Simlersche Sammlung enthält nicht bloß solche schwere Kontroversen, sondern auch Briefe, die auf uns wenigstens erheiternd wirken. Dazu gehört vor allem die Korrespondenz des Hochstaplers Florian Susliga mit einigen

<sup>1</sup> Ich zitiere den Brief nicht nach dem Druck, sondern nach einer für mich durch die vermittelnde Güte des hochw. Herrn Dr. v. Moos besorgten Photographie.

Hauptern protestantischer Kirchen: Calvin, Bullinger, Wolfgang Musculus, Buger<sup>1</sup>. Der Mann war geradezu ein Genie im Lügen, Aufschneiden, Erfinden. Er bereist ganz Europa; hat nie Geld; wird immer zur rechten Zeit krank: Zahnweh, Fußschmerzen usw., um all seine Dukaten an Chirurgen zu verlieren, wird stets zupafß beraubt und betrogen; schimpft mächtig auf die Päpstlichen, um seine Treue gegen Genf und Zürich zu erweisen, bekommt dann aber doch auch nur so Briefe von Kardinälen, Senatoren und Königen; belügt unbarmherzig den Neuprotestanten Johann Laski, der ihn überallhin freundlichst empfiehlt; nur der schlaue Laelio Sozini scheint ihn durchschaut zu haben, und Susliga verschwand in der Versenkung.

Stanislaus. Dunin Borkowski S. J.

---

<sup>1</sup> Theod. Wrotschke, Der Briefwechsel der Schweizer mit Polen 14 ff. und Opera Calvini XIII, Nr. 1192 und XIV, Nr. 1488.